

ERIK
FOSNES
HANSEN **EIN**
HUMMER-
LEBEN
ROMAN

Aus dem
Norwegischen von
Hinrich Schmidt-Henkel

Kiepenheuer & Witsch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der *Verlag Kiepenheuer & Witsch* zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2021

Titel der Originalausgabe: *Et Hummerliv*
© Erik Fosnes Hansen 2016

Published by agreement with Copenhagen Literary Agency ApS, Copenhagen
All rights reserved

Aus dem Norwegischen von Hinrich Schmidt-Henkel
© 2019, 2021, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © akg-images

Gesetzt aus der DTL Albertina

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-00179-2

I

Sie waren gerade beim Kuchen angelangt, da sackte Bankdirektor Berge am Tisch zusammen und fing an zu sterben. Es wirkte nicht echt. Er fasste sich nicht an die Brust oder an den Hals, nur seine Augen wurden groß und kugelrund, es wirkte restlos unnatürlich, künstlich, als führte er ein kleines Schauspiel auf. Gerade hatte er nach einer kleinen Dankesrede für die Einladung wieder Platz genommen. Erst lächelte mein Großvater noch, meine Großmutter ebenso; Herr Direktor Berge hatte ja nicht nur das Essen insgesamt gelobt, sondern nicht zuletzt Großmutter gewaltigen Gugelhupf mit einigen launigen Bemerkungen bedacht, und jetzt wirkte es noch einen Augenblick lang so, als machte er weiterhin Scherze. Seine Frau begriff als Erste, dass etwas ganz und gar nicht in Ordnung war.

»Bjørn!«, rief sie, sprang auf und eilte ihm um den Tisch herum zu Hilfe. Bankdirektor Berge jedoch war schon nicht mehr ansprechbar, und als er im nächsten Augenblick die Gesichtsfarbe wechselte, wurde die Dramatik des Geschehens auch allen anderen bewusst. Er sank im Sitzen langsam nach vorn, war aber zu dick, um mit dem Gesicht auf dem Tischtuch zu landen; so fiel ihm nur das Kinn auf die Brust, begleitet von einem leisen, blubbernden Ächzen, und das war es im Grunde auch schon.

Einige sich unwirklich dehnende Sekunden lang saßen die übrigen Erwachsenen erstarrt um den Tisch herum, Frau Berge selbst schien einen Augenblick ganz still in der Luft zu stehen, wie an unsichtbaren Schnüren befestigt, als könnte auch sie nicht glauben, was wir alle nicht glauben mochten, doch dann riss sie sich los und war in der nächsten Sekunde an der Seite ihres Mannes. Noch einmal rief sie seinen Namen.

Jim und ich hatten neben der Küchentür an der Wand gestanden und der Dankesrede gelauscht, bereit, den Tisch abzuräumen. Großvater wollte als Erster aufspringen, schließlich war er der Gastgeber, doch er hatte kaum seinen Stuhl zurückgeschoben, da hatten wir uns schon auf Direktor Berge gestürzt.

»Komm, Sedd!«, rief Jim, »ihm geht's nicht gut!« Als Großvater bei Herrn Berges Stuhl angelangt war und Frau Berge immer noch verzweifelt rief, ob denn niemand ihr helfen könne, also ihrem Mann, da hatten Jim und ich ihn schon aufgerichtet; Jim schaute ihm einmal prüfend in die Augen, murmelte etwas in der Art von »Das sieht nicht gut aus, wir müssen ihn auf den Boden legen«, womit er entsetzte Rufe von Frau Berge und beruhigende oder ungläubige Bemerkungen seitens der anderen auslöste. Wir ließen Herrn Berge zu Boden gleiten und lösten ihm Krawatte und Kragen. Ich war Mitglied beim Jugendrotkreuz, hatte Erste Hilfe und Wiederbelebungsmaßnahmen erlernt und erkannte, dass jetzt wohl mein großer Augenblick gekommen war. Schon saß ich rittlings auf dem Brustkasten des beleibten, wild mit den Augen rollenden Mannes, der immer noch ein paar Ächzer und Pruster von sich gab. Mir war klar, dass es hier kein Zögern und Zaudern geben durfte, dennoch warf ich einen Hilfe suchenden Blick in die Runde der in Roben und Anzüge feierlich gekleideten Erwachsenen, um mich noch ein letztes Mal zu versichern, dass Doktor Helgesen, der Bezirksarzt, und seine Frau nicht anwesend, sondern leider zu einem nachösterlichen Urlaub in den Süden gereist waren, in den verteufelten Süden, wie mein Großvater diese Weltgegend nannte, dass sie mithin nicht hier waren, dass niemand zugegen war, der besser qualifiziert war als ich, dass mithin nichts und niemand dafür sorgen konnte, diesen Kelch an mir vorübergehen zu lassen, und so bückte ich mich und legte meine Lippen auf die des Bankdirektors.

Er schmeckte schwach nach Rosinen und Kaffee, nach Kuchenteig und Zigaretten, und sein restlicher Atem traf meine Mundhöhle wie der Hauch eines ersterbenden Kamins. Ich überwand den Ekel, begriff, dass des Leibes schleimige Wirklichkeit etwas anderes war als

die Übungspuppe beim Jugendrotkreuz, kniff seine Nase zusammen und blies ihm einige Male Luft ein. Wie von fern hörte ich meine Großmutter, die besorgt auf mich einredete: »Sedgewick, Junge ...«, doch sie konnte den Bankdirektor und mich nicht erreichen, wir befanden uns beide in unserer eigenen kleinen Welt, unserer eigenen Luftinsel, auf der mein Atem und der des Sterbenden sich zu einem gemeinsamen, kunstfertigen Atemholen mischten, gemeinsam kämpften wir ums Überleben, ja, ich kämpfte um mein und unser aller Überleben.

Es ging so schwer, als müsste ich mit nichts als der Kraft meiner Lunge einer Orgel Leben einblasen, und schon als ich mich für die ersten Kompressionen aufrichtete, drehte sich alles um mich, doch ich schloss die Augen und zählte in aller Ruhe mit, während ich ihm die Herzmassage verabreichte. Jemand sagte etwas in der Art, man solle telefonieren; hastige Schritte entfernten sich in Richtung Rezeption, doch es war nicht Jim, zum Glück, obwohl er sonst immer sprang, wenn jemand meinte, etwas müsse getan werden. Jim blieb ganz nah an meiner Seite, seine bloße Anwesenheit wirkte beruhigend, er öffnete dem massigen, leblosen Balg von Körper, auf dem ich saß, Manschetten und Gürtel, sagte aber nichts, und ich bückte mich zum zweiten Mal und blies, so kräftig ich vermochte.

Und so ging es weiter, der Winterabend schien kein Ende nehmen zu wollen, begleitet von Frau Berges stillem Schluchzen, sie klagte, jetzt dürfe sie ihren Mann nicht als Letzte küssen, das jedenfalls hörte ich in einem Nebel, während Jim, der Praktiker, genau beobachtet hatte, was ich tat, und irgendwann die Herzmassage übernahm, während ich um Atem rang und sauer aufstieß, um mich dann wieder mit Todesverachtung über den Mund des Sterbenden herzumachen, ja, er war hinüber, ich spürte es. Ich blies meinen Atem in ein leeres, nach Rosinen duftendes Futteral, doch nach wie vor starre Berge mich jedes Mal, wenn ich den Kopf hob, ungläubig an, aus weit aufgerissenen, kugelrunden blauen Augen, fast anklagend, doch ohne ein Wort zu sagen, weder über Großmutters gewaltigen Gugelhupf noch über Wechsel oder Wertpapiere und Kredite oder strahlende

Zukunftspläne für unseren Ort, für die Gemeinde und uns alle, oder über die Falkland-Krise oder auch nur einige missbilligende Worte zu meinem Rettungsversuch oder über meine Lungenkapazität – freundlich sah er jedenfalls nicht aus. »Das genügt jetzt, Sedd«, sagte mein Großvater aus großer Ferne mit ganz eigenartiger Stimme, doch ich machte unverdrossen weiter, schließlich hatte ich in meinem Kurs gelernt, man solle nicht zu früh aufgeben, sondern dranbleiben, bis Hilfe kommt, also blieb ich dran, während mir etwas Feuchtes über das Gesicht rann und sich mit dem Kaltschweiß auf Bankdirektor Berges Stirn und Wangen mischte, mit Speichel und Schleim; blieb dran, als Stiefeltrampeln erst in der Rezeption, dann im Speisesaal davon kündeten, dass endlich jemand nahte, der mich ablösen und die Erwachsenen von dem beschämenden Gefühl erlösen würde, dass sie nicht ebenfalls beim Roten Kreuz Erste Hilfe gelernt hatten und somit nicht zur modernen Zeit gehörten; blieb dran, bis mich jemand behutsam, aber bestimmt wegzog und meine Bemühungen übernahm, mir auf die Beine half, und bevor mir schwarz vor Augen wurde, konnte ich nur noch mit dem letzten bisschen Luft rufen »ICH HOFFE ICH HABE ALLES RICHTIG GEMACHT UND NICHTS FALSCH UND KEINE FEHLER«, dann knickten mir die Beine ein, und Dunkelheit umfing mich.

Als ich auf dem Sofa in der Rezeption wieder zu mir kam, fuhren sie Berge gerade hinaus, die echten Rotkreuz-Rettungssanitäter, gefolgt von einer immer noch schluchzenden Frau Berge; man hielt ihnen die Tür auf, und das Blaulicht der Ambulanz warf aus der Winternacht lange Strahlen in die Rezeption, dann verschwanden sie ohne Sirene.

Großvater stand ratlos am Empfangstresen. Großmutter jedoch saß bei mir und strich mir behutsam, beruhigend, liebevoll übers Haar. Ich glaube, ich weinte, denn sie flüsterte mir lauter liebe Kleinigkeiten zu, auf Deutsch, Schatzerl, mein braver Bub, mein Held und Ähnliches. Und sie umarmte mich. Meine liebe Großmutter, dieses wundersam schöne, leicht distanzierte Wesen, auf einmal war sie so nah mit ihrem wienerischen Zungenschlag, dem singenden Ton-

fall; Großmutter mit Ohrsteckern und Perlenkette, mit ihren sorgfältig frisierten braunen Locken und dem eleganten Make-up. Meine Großmutter mit den großen braunen, fast goldenen Augen und dem leichten Duft von Kölnischwasser und Bergamotte-Öl. Und dann sagte sie als Letztes: »Das hast du wirklich gut gemacht.«

Großvater hatte zurückgehen müssen, um die Reste der abgebrochenen Abendgesellschaft abzuwickeln, all diese Freunde, die wohl verzweifelt im Speisesaal gewartet hatten, doch jetzt kam auch er zum Sofa, legte mir die Hand auf den Kopf, groß und bergend. Und dann sagte auch er es: »Das hast du wirklich gut gemacht.«

Dann wurde ich nach oben ins Bett gebracht.

In dieser Nacht träumte ich vom Hummer. Vom Hummer namens Erling Skakke.

Es ist nicht wahr, dass Hummer stumm sind. Erstens verursachen Hummer Geräusche, wenn sie am Boden des Aquariums im Kies scharren. Man hört das leise Klicken, wenn man das Ohr an die Glasscheibe legt. Oder wenn sie verzweifelt mit dem Schwanz auf den Boden schlagen und eine ebenso verzweifelte Flucht durch das Wasser unternehmen, nur um sogleich auf der anderen Seite des Bassins an die Scheibe zu stoßen und ebenso verzweifelt zu Boden zu sinken. Und wenn sie mit ihren zusammengebundenen, überdimensionierten Nussknackerzangen nah an das Glas kommen: Sie sehen dich, sie peilen dich mit ihren Antennen an. Dort, wo die Scheren am Körper zusammenlaufen, surrt und schnurrt eine Stelle in rasender Eile. Surr, surr. Leider ist das der Mund. Sie schauen dich vielleicht nicht direkt an, aber sie richten diese schwarzen Kugeln auf dich, und du spürst, dass der Hummer ein intelligentes Tier ist.

Ansonsten wandern sie dort drinnen über den Grund, stecken kleine Reviere ab und legen sich jeder in seine Ecke. Sie belauern einander. Machen Ausfälle, ziehen sich jedoch schnell zurück mit ihren gefesselten, nicht kampftauglichen Scheren. Fast unablässig wollen sie einander ermorden, es ist ihnen aber unmöglich. Also liegen sie nur da und hoffen, dass die Bänder von ihren Zangen ab-

rutschen und sie vielleicht als Erster zuschlagen können. Warten geduldig, harren auf eine Gelegenheit. Darum muss man stets darauf achten, dass die Scheren mit breitem blauem Gummiband von bester Qualität stramm fixiert sind. Sonst gibt es Krieg, erzählte Jim, der stets den festen Sitz der Gummis kontrollierte.

Einmal passierte es, dass Jim einen Hummer aus der Styroporkiste ins Aquarium umsetzte, bei dem die Gummis nicht richtig saßen. Es war ein besonders dickes Exemplar, Jim war in Eile und schaute nicht genau hin. Wir trugen andere frisch angelieferte Waren herein, ich half ihm, und als wir zurückkamen, hatte er bereits vier von den anderen Hummern im Bassin verstümmelt, zu etlichen hundert Kronen das Kilo, es war ein schrecklicher Anblick. Abgezwickte Zangen und Beine, Fühler und Fleischfetzen trieben über den Boden im Wasser. Drei Kontrahenten blieben sterbend auf der Walstatt, und der Übeltäter delektierte sich am vierten, der in eine Ecke getrieben bereits die rechte Zange eingebüßt hatte. In seiner kalten Unterwasserraserei hatte der Mörder allerdings den Gummi an der linken Schere seines Opfers durchtrennt, sodass der Verletzte sich jetzt tapfer verteidigen konnte.

Mit einem Entsetzensschrei griff Jim in das Bassin, packte den Sünder mit geübter Hand am Rücken und zog ihn heraus. Dann warnte er mich vor der freien Schere und legte den Hummer rücklings auf den Tresen, sodass er hilflos war. Fluchend fischte er den Gummiring aus dem Wasser und fummelte ihn hektisch wieder an Ort und Stelle. Erst als er wieder ordentlich festsaß, atmete Jim auf und fand zu seiner üblichen Ruhe und Überlegenheit im Umgang mit dem Tier zurück. Am liebsten hätte er es umgebracht, das konnte man ihm ansehen, doch er entsann sich offenbar des Kilopreises und tat den Hummer kopfüber zurück in das Salzwasseraquarium. Jetzt langte er nach dem anderen, der sich bereits von der Amputation erholt hatte und seinerseits nach möglichen Mordopfern Ausschau hielt. Gerade wollte er einen hilflosen Kollegen am anderen Ende des Bassins anknabbern, als er von dem immer noch fluchenden Jim in eine prosaischere Wirklichkeit geholt und von ihm untersucht wurde.

»Verfickte Scheißtiere«, sagte Jim. »Verdammt noch mal. Scheiße, Scheiße, Scheiße.«

Er fixierte die freie Schere auch dieses Hummers und tat ihn wieder ins Wasser.

»Ganz schön übel, was, Sedd?«, fragte Jim.

»So eine Scheiße«, sagte ich. »Verfickte Scheißtiere.«

»Das gibt einen Riesenärger mit Zacchariassen«, sagte Jim.

(Zacchariassen, das ist mein Großvater.)

»Nein«, sagte ich, »ich glaube nicht.«

»Oh doch«, sagte Jim. »Das verfluchte Seeinsekt hat für zweitausend Kronen Hummer geschreddert.«

»Den kann man doch noch essen, auch mit einer Schere«, sagte ich, um ihn zu trösten.

»Bist du verrückt, Sedd? Auf gar keinen Fall. Allerhöchstens halbiert. Man kann doch keinen Hummer Thermidor mit nur einer Schere servieren, das muss dir doch klar sein.«

»Kann man nicht einfach die andere Schere mit kochen?«

»Ich bitte dich«, sagte Jim, »wo denkst du hin?«

»Warum denn nicht? Wir könnten sie einfrieren und sie dann zusammen mit dem Hummer kochen, wenn es so weit ist.«

»Nein.« Jim musste kichern. »Der Hummer muss lebend gekocht werden. Der ganze Hummer. Sonst wird er schlecht, und wenn du ihn isst, wird dir schlecht. Was denkst du, warum wir ihn sonst lebendig kochen?«

Ich blieb die Antwort schuldig. Gern hätte ich gesagt: Weil es so schön brutal ist, aber ich sagte nichts, ich hatte noch zu wenig darüber nachgedacht.

»Oh nein«, sagte Jim, »wir haben jede Menge Geld verloren, verfickte Scheiße.«

Und er hatte recht. Großvater wurde wütend, aber ich sprang Jim zur Seite, und so wurde er nur halb so wütend wie sonst, erzählte mir Jim, als er sich hinterher bei mir bedankte, und er zog Jim den Schaden nicht vom Lohn ab, dafür musste er ihm aber eines Sonntagvormittags, als er eigentlich frei hatte, bei der Reparatur der Dachrinne

an der Privatwohnung meiner Großeltern helfen. Aber da herrschte schönes, sonniges Herbstwetter, obwohl es bereits Ende September war, und die beiden hatten eigentlich einen fröhlichen Nachmittag miteinander, während sie abwechselnd die Leiter erklimmen und an der Dachrinne arbeiteten. Großvater gönnte sich hinterher sogar einen Schnaps, Jim blieb wie immer bei Kaffee, alles in schönster Ordnung.

Das große Hummerbecken war in die Leichtbauwand zwischen Servierküche und Speisesaal eingepasst, sodass sich die Gäste ihren Hummer selbst aussuchen konnten. Jetzt tauften wir es auf den Namen O.K. Corral, und den Mörder, das fette Exemplar, nannten wir Wyatt Earp. Wochenlang paradierte er wie der Herrscher des Aquariums herum, bis ein Kinderheimdirektor aus Larvik Appetit auf einen derart kapitalen Hummer bekam, Wyatt Earp am Rückenpanzer aus dem Wasser gehievt wurde und in Jims Hand mit sämtlichen Extremitäten zappelte. Als er das im großen Aluminiumtopf brodelnde Wasser erblickte, schien er erwartungsvoll zu seufzen, er dachte wohl, er komme in ein neues Aquarium und könne sich wieder aufspielen. Kurz über dem Wasser begriff er, dass dem offenbar nicht so war und ihm etwas ganz anderes bevorstand, er hielt die Fühler still und trat dem Tod stoisch, ohne einen Laut, wie ein Mann entgegen, wonach der Kinderheimdirektor ihn verspeiste.

Den anderen Hummer, den Überlebenden, nannten wir Erling Skakke, nach jenem auf den Kreuzzügen verletzten Wikingerhäuptling, denn er wirkte mit seiner einen Schere so versehrt. Er durfte beträchtlich länger im O.K. Corral leben als Wyatt Earp, denn ihn wollte niemand haben. Nachdem man Wyatt unter Dreingabe von Senfsoße und sonstigen Zutaten in die ewigen Jagdgründe verfrachtet hatte, spürte Erling Skakke, dass er sich entspannen durfte. Er stolzierte durch das Bassin und eroberte trotz seines Handicaps ein rekordverdächtig großes Territorium. Ganze Generationen von Artgenossen sah er kommen und gehen, manche nur für ein paar wenige Tage auf Besuch, andere blieben Wochen oder Monate. Aber alle verschwanden sie. Stiegen auf. Er

blieb. Er wurde ein stoischer alter Hummer mit grünem Algenwuchs auf dem Panzer. Zwar wollte Großvater ihn zu Silvester essen und dann wieder zu Ostern, doch bat ich jedes Mal für ihn um Gnade, so wie ich es für Jim getan hatte, und ersparte ihm das Schicksal, von Großvater privat verspeist zu werden. Viele Monate lang wanderte Erling Skakke durch den O.K. Corral, zur großen Freude der Kinder, die ihn lustig fanden mit der einen Schere, und auch zu einer gewissen Freude für mich. Wenn er mich ansah, wirkte es nicht, als wollte er mich umbringen, im Gegenteil, aus seinem Blick sprach ein gewisses Verständnis. Vielleicht nicht gleich Dankbarkeit, das wäre zu viel verlangt gewesen von einem solchen Zyniker – Hummer sind hartherzig –, aber doch eine distanzierte Anerkennung. Bis zu einem Tag im Mai, als eine Lehrerin aus Oslo mit lauter Stimme verkündete, es sei doch Tierquälerei, *das arme, arme stumme Tier* so verstümmelt leben zu lassen. Es kann nicht für sich sprechen, sagte sie zu Großvater und machte deutlich, dass sie jetzt das höchst vernehmliche Sprachrohr des stummen Tieres sei. Sie bat sozusagen darum, endlich sterben zu dürfen – im Namen des Hummers.

Aber es ist doch kein Tier, dachte ich, es ist Erling Skakke. Mein Großvater schien darauf eingehen zu wollen, während Jim und ich in der Küche auf der anderen Seite der Leichtbauwand ihren Hilferufen im Namen der leidenden Tierwelt lauschten. Jetzt war sie bereits bei den Seehundbabys im Westeis und den Elefanten in Westafrika, den armen, stummen Tieren, bei eingeschlagenen Schädeln und abgesägten Stoßzähnen, und Jim murmelte, »Oh Gott, gleich fängt sie mit Wölfen an und mit den Bakterien auf Chirurgenhänden«, doch dann beruhigte sie sich, als Großvater ihr versicherte, er werde baldmöglichst etwas in der Sache unternehmen, ja, sofort. Im nächsten Augenblick stand er in der Küche, sah, dass wir gelauscht hatten, vollführte nur eine rasche Kopfbewegung, Jim nickte, holte Erling Skakke aus dem Bassin, und die Pädagogin aus Oslo auf der anderen Seite hatte ihren Seelenfrieden. Erling harrte etwas benommen einige Stunden im stählernen Spülbecken aus, plötzlich waren ihm

seine Vergänglichkeit und Sterblichkeit bewusst geworden, doch nach Abreise der Lehrerin fand er sich sofort im Aquarium wieder und schien den Zwischenfall verwunden und vergessen zu haben.

Dennoch war klar und deutlich, dass er auf Abruf lebte.

»So kann es nicht weitergehen«, sagte Großvater, obwohl ich um sein Leben bat. Irgendwann kommt wieder so eine Tante und jammert herum, und dann noch eine. Irgendwann will eine von denen ihre Rechnung nicht bezahlen. Oder sie schreibt einen Leserbrief an die *Aftenposten*.

»Kein Mensch schreibt wegen eines Hummers Leserbriefe an die *Aftenposten*!«, rief ich. Doch Großvater blickte mich ernst an:

»Junger Mann«, seufzte er, »du ahnst ja nicht, weshalb die Leute Leserbriefe schreiben. Und dabei das Hotel beim Namen nennen. Tierquälerei im Berghotel Fåvnesheim.«

»Sollen sie doch schreiben«, sagte Jim.

»Jim, du weißt vielleicht nicht, *wie* schmal unsere Gewinnspanne ist, aber ich weiß es. Heute läuft es nicht mehr wie in den Fünfziger- und Sechzigerjahren, als ich das Hotel von meinem Vater übernahm. Damals waren wir der Gipfel des Luxus. Die Leute liefen uns nur so die Bude ein, Jim. Ganze Horden. Um sich verwöhnen zu lassen. Jetzt haben wir die Achtzigerjahre, und die Leute reisen in den Süden, den verteufelten Süden, nicht mehr in Berghotels. Und die Personalkosten, lieber Jim, sind auch viel höher geworden.«

Jim blickte zu Boden, nicht nur, weil er das schon öfter zu hören bekommen hatte.

»Mit anderen Worten, unser Deckungsbeitrag ist nur, nur – kurz gesagt, wir brauchen jeden einzelnen Gast. Jeden einzelnen. Wenn wir auch nur einen verlieren, weil er einen Leserbrief gelesen hat ...«

Jeder einzelne Gast, das war Großvaters Mantra, das wir tagaus, tagein von ihm zu hören bekamen.

Jim nickte schwer.

»Er kann in meinem Zimmer wohnen«, sagte ich.

»Ja, Sedd«, sagte Jim, traurig lächelnd. »In einer Schüssel unter dem Bett.«

»In einem eigenen Aquarium«, sagte ich, doch der Vorschlag verhallte ungehört.

Von da an waren Erling Skakkes Tage gezählt. Großvater verzehrte ihn zu Pfingsten im Privaten. Ich wollte nicht einmal kosten, aber Großmutter langte tüchtig zu.

Er wurde *au naturel* zubereitet, nur mit Zitrone, Dill und geschmolzener Butter. Und es wäre eine Schande zu behaupten, er hätte dem Tod ebenso tapfer ins Auge geblickt wie Wyatt Earp. Als er sah, wie sich das wallende gesalzene Wasser näherte, zappelte er vor Schreck, er zischte und fauchte, und bevor er in den kochenden Fluten versank, ließ er einen kurzen Schreckensschrei hören. Hummer können also durchaus Geräusche von sich geben. Als er wieder auftauchte, war er tot, unter dem Panzer ganz unnatürlich rosafarben, rot und verletzt. Hummer können Geräusche von sich geben, ich habe ihn schreien gehört, ich sollte das nie wieder vergessen.

Das Schaben von Hummerscheren verfolgte mich die ganze Nacht.

2

Den Tag nach dem unglücklich verlaufenen Abendessen, das so betrüblich geendet hatte, vor allem natürlich für Frau Berge, ganz zu schweigen von Bankdirektor Berge selbst, verbrachte ich im Bett. Mit hohem Fieber. Wie ich so dalag und döste, fantasierte ich davon, im leeren Speisesaal herumzuwandern. Leer war er allerdings wirklich, denn das Abendessen war die traditionelle jährliche Zusammenkunft der Honoratioren des Ortes gewesen, bei der sie in der Woche nach Ostern den überstandenen Touristenansturm feierten. Zu Ostern selbst konnten wir ein solches Abendessen nie geben, da hatten wir zu viel Arbeit, auch wenn das Hotel in diesem Jahr nur zur Hälfte belegt gewesen war. Jetzt aber war kein einziger Gast mehr da; das Hotel stand völlig leer, und so hatten wir Zeit für das jährliche Fest auf Fåvnesheim, zu dem alle kamen, alle außer einem, nämlich Doktor Helgesen, denn der war in den verteufelten Süden gereist, nach einer langen Osterwoche mit Beinbrüchen und Sonnenbrand, er hatte uns verraten, der Schurke.

Im Traum war der Speisesaal also genauso leer wie in der Wirklichkeit, und das übrige Hotel ebenso; ich schlummerte im Fieber und wanderte währenddessen von Flügel zu Flügel, zwei Stufen hinauf und drei hinab, über neue breite Flure und alte schmale, durch all die kleineren und größeren Gebäude, die über die Jahre aneinandergefügt worden waren. In ganz Fåvnesheim befand sich kein Mensch. Dennoch spürte ich keine Angst, aber das lag wohl am Fieber.

In regelmäßigen Abständen setzte sich meine Großmutter zu mir ans Bett. Das tat sie immer, wenn ich krank war. Wenn ich schlief, las sie in einem Buch oder der Zeitung, und wenn ich wach war, plauderte sie mit mir. Außerdem brachte sie Obst, Tee und Brötchen. Ich fand es etwas seltsam, dass ich Fieber hatte, ich war ja nicht krank,

Großmutter aber fand es offensichtlich nicht im Geringsten eigenartig. Wenn ich also wach war und mich nicht im Schlummer durch das leere Berghotel träumte, unterhielt sie sich mit mir über Dinge, die sie interessierten. Meine Großmutter beschäftigte sich beispielsweise intensiv mit den verschiedenen europäischen Königshäusern. So äußerte sie immer größten Respekt für unser norwegisches Königshaus, fand aber doch, es sei etwas zu jung, um wirklich ernst genommen zu werden. Ihre klare Favoritin, nicht nur, weil sie denselben Namen trug wie Großmutter, war die Königin des Vereinigten Königreiches England, Schottland und Nordirland, Elisabeth. Im Fall des Hauses Windsor konnte man wirklich von Tradition reden. Und nun, da Prinzessin Diana einen Erben erwartete, war die Zukunft für eine weitere Generation gesichert. Es galt, die Fahne hochzuhalten, vor allem jetzt, da im Südatlantik auf den windzerzausten Falklandinseln, wo Himmel und Meer aufeinandertreffen, Krieg drohte.

Es kommt nicht selten vor, dass Leute sich mit dynastischer Geschichte recht gut auskennen. Zwar sind vor allem ältere Damen, zu denen man Großmutter ja definitiv rechnen musste, ziemlich gut darin bewandert, doch in Großmutter's Fall lagen besonders tief gehende Kenntnisse vor. Sie kannte sich nämlich auch mit solchen Dynastien aus, die es gar nicht mehr gab, und auch über sie konnte sie lange und eingehend und über etliche Generationen reden. So zum Beispiel die Habsburger.

Im Grunde ist es schade, dass sich nicht mehr Menschen so gut mit der Geschichte der Habsburger auskennen wie Großmutter und ich. Die österreichische dynastische Geschichte ist unglaublich ergiebig und spannend. Die meisten Geschehnisse und Phänomene des Lebens, jedenfalls sehr viele, lassen sich durch Beispiele aus der österreichischen dynastischen Geschichte beleuchten, vor allem mit solchen aus der letzten Periode, der von Kaiser Franz Joseph, der fast siebzig Jahre lang regierte und mit der edlen und schönen Sisi, Kaiserin Elisabeth, verheiratet war, deren Namen Großmutter trug. Sie war die Schönste von allen, wird bis zum heutigen Tage von allen Österreicherinnen geliebt, sie schrieb Gedichte, übersetzte Shakespeare

ins Griechische und ließ sich einen Anker auf die Schulter tätowieren. Es ist gewissermaßen unzutreffend, diese Epoche als dynastische Geschichte zu bezeichnen, denn Kaiser Franz Joseph war so gut wie unsterblich, er machte einfach immer weiter, während der Rest der Dynastie um ihn herum starb.

Der arme, edle Kronprinz Rudolf zum Beispiel. Der sich draußen in Mayerling das Leben nahm.

Sobald Großmutter auf die Tragödie von Mayerling zu sprechen kam, schüttelte sie betrübt den Kopf, und ich konnte mit ihr mitfühlen, denn die Tragödie von Mayerling war bekanntlich eine besonders schreckliche, die die gesamte Welt erschütterte.

Zusammen mit dem verwirrten Mädchen, sagte Großmutter, *der Vetsera*. Abermals schüttelte sie betrübt den Kopf über die junge verwirrte Baroness, die gemeinsam mit dem armen Kronprinz Rudolf in den Tod gegangen war, nur siebzehn Jahre alt, das heißt, erst erschoss er sie und dann sich selbst, aber sie hatte es so gewollt.

»Und warum?«, fragte Großmutter. Eine rhetorische Frage, denn die Antwort war mir wohlbekannt.

»Weil sein Vater ihn hasste«, sagte ich.

»Weil sein Vater ihn hasste«, wiederholte Großmutter düster. »Er misstraute ihm und hielt ihn für einen gefährlichen Aufrührer. Eine Tragödie. Eine schreckliche Tragödie. Aber mein lieber süßer Sedd! Was tue ich bloß? Ich rede über nichts als Tod und schlimme Dinge, ausgerechnet heute, ohne zu bedenken, was du ...«

»Das macht nichts, Großmutter. Es ist gemütlich so. Du redest doch immer darüber, wenn ich krank bin.«

»Nein, wir sollten über etwas anderes reden. Oder ein wenig Musik hören.«

»Das ist eine gute Idee«, sagte ich.

»Warte«, sagte Großmutter lebhaft, »ich hole ein paar von meinen Schallplatten. Und bei der Gelegenheit kann ich gleich nachsehen, ob unten alles läuft, wie es soll.«

»Tu das, Großmutter.«

»Nur ein paar Minuten.«

Sie verschwand. Ich schliefe ein. Eigentlich hätte ich jetzt vom armen, edlen Kronprinz Rudolf träumen müssen, zur Feier des Tages in Gestalt eines stark verjüngten Bankdirektors Berge, der erschossen zum Beispiel in Zimmer 217 lag, gemeinsam mit Baroness Vetsera, doch davon träumte ich nicht. In meinem Traum war das Hotel menschenleer wie zuvor. Nur ich alleine befand mich darin, ich glitt von Flügel zu Flügel, von Flur zu Flur, von Zimmer zu Zimmer. Durch die Fenster fiel ein ebenmäßiges weißes Licht in das Hotel Fåvnesheim.

Großmutter war zurück.

»Schläfst du, Lieber?«

»Nein«, sagte ich.

»Schau, was ich dir gebracht habe. Ich habe Zwetschgendatschi gebacken.«

Meine Großmutter hatte in Linz die Hotelfachschule besucht. Dort war sie meinem Großvater begegnet, er hatte sie im Sturm erobert und dann hierher entführt, wie sie zu sagen pflegte. Zuvor hatte Großmutter bei Demel in Wien gearbeitet, in der berühmten Konditorei. Aber ich hatte jetzt keine Lust auf zuckerglänzende Pflaumen, sie erinnerten mich zu sehr an Rosinen.

»Stell ihn dahin, Großmutter. Ich esse ihn später.«

Sie legte mir die Hand auf die Stirn.

»Armes Buberl«, sagte sie. »Jetzt mache ich ein wenig Musik an, dann lese ich, und du kannst schlafen.«

»Das ist schön, Großmutter.«

Ich hatte eigentlich Wencke Myhre erwartet, unser beider absolute Lieblingssängerin, stattdessen legte sie eine Platte des deutschen Sängers Rudi Schuricke auf. *Wenn bei Capri die rote Sonne im Meer versinkt*, und so versank ich wieder in Schlaf. Dieses Mal träumte ich nicht, und als ich aufwachte, fühlte ich mich fieberfrei.

Großmutter saß nicht mehr an meinem Bett.

Ich blieb liegen und dachte nach. Dabei verhinderte ich sorgfältig jeden Gedanken an die Geschehnisse des Vortags, sondern konzentrierte mich auf lange Linien. Sich bei der Betrachtung von Geschichte auf lange Linien zu konzentrieren, ist wirklich enorm wichtig. Ohne

die Tragödie von Mayerling wäre die Geschichte vollkommen anders verlaufen. Es war mehr als nur eine einfache Tragödie, wie Großmutter sagte. Es war eine sehr viel größere Tragödie. Hätte Rudolf weitergelebt, so hätte es kein Sarajevo gegeben, und ohne Sarajevo keinen Ersten Weltkrieg, ohne den Ersten Weltkrieg keinen Lenin und keinen Zusammenbruch Österreich-Ungarns, somit auch keinen Hitler und keinen Zweiten Weltkrieg und keinen Kalten Krieg, und damit wären wir bei heute.

Aus den großen Linien der Geschichte konnte man also ablesen, wie wichtig es ist, ein gutes Verhältnis zu seinem Vater zu haben. Nun hatte ich keinen Vater mehr, denn mein Vater, Doktor Kumar, war tot, ich bin ihm nie begegnet, doch wenn Doktor Kumar am Leben gewesen wäre, hätte ich darauf geachtet, ein gutes Verhältnis zu ihm zu haben, sodass er mir nicht misstrauen oder mich für einen gefährlichen Aufrührer halten würde.

Zum Glück, dachte ich, habe ich meine edlen Großeltern. Das kann nicht jeder von sich behaupten.

In der Zwischenzeit hatte Großmutter noch mehr Backwerk gebracht. Auf meinem Tisch stand eine ganze Batterie von Tellern des Hotels. Da waren Kaiserschmarrn und Marillenknödel, Millirahmstrudel und Mohr im Hemd à la Sacher. Ganz offensichtlich hatte sie einen ihrer Backanfälle. Das geschah öfter. Ob das Hotel Fåvnesheim nun viele oder wenige Gäste hatte, auf dem Dessert-Tisch standen immer mindestens sechs verschiedene Meisterwerke der österreichischen Mehlspeisen- und Konditorenküche.

Großvater knurrte, das könnten wir uns nicht leisten, zumindest in Zeiten mit wenigen oder keinen Gästen, zu viele teure Zutaten würden verdorben. Auch gemeinsam mit dem Personal konnten wir das nicht alles selbst essen. Doch Großmutter sagte, er solle ruhig knurren. Es gelte, das Handwerk in Ehren zu halten, außerdem werde ein gutes Restaurant ganz besonders aufgrund seiner Konditorenkunst beurteilt. »Man muss eine gewisse Klasse beweisen«, sagte sie und erinnerte damit Großvater daran, dass er dieses Motto selbst stets beschwore.

Es waren wirklich Meisterwerke. Doch heute ließ ich sie stehen. Recht bedacht, verstand ich nicht ganz, warum ich im Bett lag. Fieberig fühlte ich mich auch nicht mehr. Also stand ich auf und begab mich ins Hotel.

Ins Hotel, das merkwürdigerweise genauso verlassen war wie in meinem Traum, ebenso menschenleer. Genau dasselbe gleichförmige weiße Licht flutete durch die Fenster herein. Niemand stand an der Rezeption, weder Synnøve Haugen, die Empfangschefin, noch mein Großvater oder sonst jemand. Kein Mensch im Speisesaal und in den Salons. In der Küche simmerte ein Topf mit Brühe langsam vor sich hin, doch Jim war nicht zu sehen. Auch im Privaten niemand. Kurz wollte ich glauben, alle würden mich zum Narren halten und mit mir Versteck spielen. Einige Male rief ich leise nach Großmutter, Großvater oder Jim, oder ich gab ein hohles *Ist da jemand?* von mir, doch ich bekam keine Antwort. Das Hotel lag da wie ausgestorben. Das Licht war weiß. Ich fühlte mich auf einmal wieder schlechter und ging zurück ins Private, in mein Zimmer hinauf und zog mich aus. Als ich unter der Bettdecke lag, schlotterte ich vor Fieber und schlief sofort ein.

Als ich aufwachte, wurde es draußen schon dunkel. Jemand hatte die Lampe in der Ecke angeschaltet. Ich sah mich im Zimmer um. Der Kuchen war weg, aber im Sessel saß Großvater.

»Na, Junge«, fragte er leise, »wie fühlst du dich?«

»Ein bisschen schlapp.«

»Kein Wunder«, sagte er. »Kein Wunder. Kein Wunder.«

»Vielleicht nicht«, sagte ich.

»Ich muss schon sagen, Sedd, gestern Abend hast du dich vorbildlich verhalten.«

»Ich möchte lieber nicht darüber reden«, sagte ich.

»Nein. Nein. Aber du hast dich vorbildlich verhalten. Wenn du wieder auf den Beinen bist und wir etwas Zeit haben, dann finden wir eine Belohnung für deinen Einsatz.«

»Ach, eine Belohnung ist wohl nicht nötig.«

»Oh doch. Ein Besuch in Oslo oder etwas in der Art. Einer von

unseren Ausflügen. Bei dem wir unseren Horizont erweitern und es uns gemütlich machen können.«

»Könnten wir vielleicht ein anderes Mal darüber reden?«

»Natürlich. Ja, natürlich. Ja. Wir reden ein anderes Mal darüber. Ich wollte nur nachschauen, ob alles in Ordnung ist. Ist alles in Ordnung?«

»Ja doch, Großvater. Alles in Ordnung.«

»Brauchst du irgendetwas?«

»Nein, Großvater, ich glaube, ich habe alles, was ich brauche.«

»Sisi fand es etwas traurig, dass du gar keinen Kuchen gegessen hast.«

»Ich habe heute nicht so Lust auf Kuchen, Großvater.«

»Sie hat fast den ganzen Tag in der Küche gestanden und gebacken, Sedd.«

»Ich verstehe, Großvater.«

»Nun gut. Nun gut. Dann ruh dich aus. Wenn du etwas brauchst, wir sind unten.«

Dann verschwanden wir beide. Großvater durch die Tür und ich in einen weiteren, diesmal traumlosen Schlaf.

Als ich daraus erwachte, war es draußen ganz und gar dunkel. Mir ging es gut, ich hatte kein Fieber mehr. Jetzt saß Jim im Sessel.

»Hei«, sagte er, »wie geht's?«

»Jau, Jim. Geht eigentlich ganz gut.«

»Verflucht noch mal, Sedd. Verflucht noch mal. Ich hab gedacht, ich habe schon alles erlebt. Aber das da gestern: verflucht noch mal. Wirklich, verflucht noch mal.«

»Ja«, sagte ich. »Verflucht noch mal.«

Jim war kein Mann der vielen Worte. Manchmal kann das sehr willkommen sein. Eine Weile lang schüttelten wir den Kopf und fluchten leise über das gestern Vorgefallene. Dann sagte Jim: »Ich habe dir Suppe gebracht.«

»Ja, Jim?«

»Ja. Eine ordentliche Kraftbrühe. Consommé.«

»Ich dachte, es gäbe keine mehr?«

»Ich hab neue gemacht. Heute. Weil du so schlapp warst.«

»Vielen Dank, Jim«, sagte ich. »Das ist so viel Arbeit.«

»Es war gar nicht so schlimm. Gar nicht so schlimm. Hab früh am Morgen angefangen. So. Setz dich hin, ich gieß dir eine Tasse ein.«

Es war eine absolut vollkommene Consommé. Heiß, kräftig, von der Farbe eines dunkel funkelnenden Juwels. Jim hatte meine Lieblings-einlage gewählt, in Streifen geschnittene Pfannkuchen und Schnitt-lauchröllchen.

»Wahnsinnig gut, Jim.«

»Hmh. Ich weiß. Genau das Richtige, wenn man krank ist.«

»Ich bin doch nicht krank, Jim.«

»Habe ich dir nicht immer Consommé gemacht, wenn du krank warst?«

»Nicht immer, Jim.«

»Na gut, fast immer. Jedenfalls, als du klein warst.«

»Ja, da immer.«

»Du hast das gestern so gut gemacht, Sedd. Verflucht noch mal.«

»Ich glaube, ich stehe jetzt auf, Jim«, sagte ich. »Ich fühle mich prima.«

Ich gab ihm die Tasse.

»Bleib mal ruhig noch bisschen im Bett, Sedd. In dem Haus hier haben wir nicht oft Gelegenheit, auf der faulen Haut zu liegen.«

»Das stimmt«, sagte ich. »Danke für die Brühe.«

»Wenn du jetzt aufstehst, wirst du nur abkommandiert, dass du mir in der Küche beim Reinemachen hilfst. Hier hat sich heute alles ein bisschen verzögert.«

»Dann werd ich mal noch im Bett bleiben, wird gemacht.«

»Gut so«, sagte Jim. Dann war er weg.

Bevor ich wieder einschlief, dachte ich daran, wie Jim sein Großes Meeresfrüchte-Büfett anrichtete. Das hatte ich erst zwei- oder dreimal gesehen.

Jim war ein Fachmann für Meeresfrüchte, obwohl wir uns so weit oben im Gebirge befanden. Das letzte Mal hatte er in dem Sommer,

als ich zwölf war, sein Meeresfrüchte-Büfett angerichtet. Wir veranstalteten eine große Berghochzeit, darauf hatte sich das Hotel Fåvnesheim spezialisiert, zwei Familien wollten ihre Verbindung miteinander feiern und hatten Meeresfrüchte bestellt. Leider gönnen sich die Leute heute so etwas nicht mehr. Meist begnügen sie sich mit Suppe und Braten. Doch damals durfte Jim so richtig in die Vollen gehen.

Und das tat er. Jim war ein Träumer. Das erkannte man an den Büffetts, die er herrichtete. Sie waren stets fürstlich. Es gibt kein besseres Wort dafür. Deutlich andere Portionen als in der *nouvelle cuisine*. Für Planung und Aufbau brauchte er geschlagene vier Tage. Es begann damit, dass wir Styroporkisten und Noppenfolie aus dem Lager holten. Dann schickte er mich mit einer Schubkarre zu einem Bachbett, ich sollte runde Steine holen, große und kleine. Also sammelte ich Steine. Große und kleine. Rhombenporphyr und Quarz, Gneis und Granit. Als ich meine Fracht in den Speisesaal hineinschob, stand Jim mit verträumtem blauem Blick da. An der Längswand hatte er unterdessen einen langen, schmalen Tisch aufgebaut und darauf mit Styroporstücken und Noppenfolie die Grundlage für eine Unterwasserlandschaft gestaltet. Aus der Durchreiche schlängelte sich sogar ein kleiner Wasserschlauch auf den Tisch und verschwand unter der Noppenfolie. Dann holten wir aus der Kiste neben der Garage Sand, und zwar Streusand für den Winter. Die gesamte Ration für den Dezember musste daran glauben. Damit und mit dunkelgrüner Acrylfarbe überzogen wir Styropor und Folie, und nachdem wir die Flusssteine abgewaschen und abgeschrubbt hatten, boten sie uns einen imponierenden Meeresboden, in dessen Mitte übermannshoch eine Felseninsel aus grün bemaltem Styropor aufragte. Aus seinen Vorräten holte Jim allerlei Requisiten, die er im Laufe der Jahre gesammelt hatte, leere Jakobsmuscheln, Miesmuscheln und dazu Tang, kleine Krebse und Hummer aus Plastik.

»Weißt du, was das ist, Sedd?«

»Nein, Jim.«

»Das sind die Tiere, die auf dem Meeresgrund hausen. Die ver-

wahre ich für Anlässe wie diesen. Lebensecht. Jim staubte sie ab und platzierte sie hier und da in unserer Unterwasserlandschaft. Ein wenig Sand und Kies rieselte zu Boden, ich holte den Besen und fegte es auf. Jim hatte Schlupfwinkel und Höhlen für die Tiere gebaut. Er trat einen Schritt zurück, einen Schritt nach links, einen nach rechts, untersuchte die Wirkung mit kritischen Blicken.

»Na, was meinst, die Gäste werden überrascht sein, hm? Genau hier unter den fetten Plastikhummer stellen wir die Platte mit dem Räucherlachs hin. Wenn die dann hochschauen und sich auf einmal Auge in Auge mit dem Biest da sehen, da erschrecken die, was meinst du?«

»Ja, Jim, werden sie sicher.«

»Gar nicht so verkehrt, wenn man den Gästen ein bisschen Angst einjagt. Wenn wir Octopussy zum Beispiel hier hintun, dann macht das so richtig was her, wenn sie sich von dem Taschenkrebs nehmen wollen.«

Ich blickte ihn fragend an.

»Schau mal in der anderen Kiste da«, sagte Jim.

Dort lag Octopussy. Octopussy war ein Gummi-Tintenfisch, groß wie ein einjähriges Lamm, mit einer Spannweite von sicher einem Meter in jeder Richtung. Er war von einer etwas kränklichen blau-lila Farbe, dazu Einsprengsel von fluoreszierendem Grün, und man hatte ihm zwei große böse dreinschauende Augen aufgemalt.

»Isser nicht hübsch«, meinte Jim.

Ich war begeistert. Gemeinsam garnierten wir ein ganzes Ende des Tisches mit seinen Fangarmen, dort, wo die Platten mit den Taschenkrebsen stehen sollten.

Jim hatte aber noch mehr auf Lager, zum Beispiel fünf echte große Flügelschnecken, die er in seiner Zeit in einem Hotel in Sandefjord hatte mitgehen lassen.

»Wie, in Sandefjord gibt es Flügelschnecken?«, fragte ich ungläubig.

»Nein«, sagte Jim, »die hatte der Hotelwirt wohl aus dem Pazifik, der war zur See gefahren. Aber sind sie nicht prächtig?«

»Oh ja, sehr.«

»Wenn du sie ans Ohr hältst, hörst du den Pazifik rauschen.«

Ich sah ihn mit gerunzelten Brauen an.

»Ich hab mir das nicht ausgedacht«, sagte Jim. »Es stimmt. Versuch mal.«

Ich legte eine Schnecke ans Ohr. Halb fürchtete ich, eines von Jims Plastiktieren könnte herausschlüpfen.

»Is nicht gefährlich«, sagte Jim.

Und er hatte recht. Da drin verbarg sich das Rauschen des Pazifiks.

Jim nahm auch eine. Eine Weile lang lauschten wir den Wellen.

»Welchen Strand wir da wohl hören?«, fragte ich. Darüber hatte Jim noch nicht nachgedacht.

»Waikiki Beach«, schlug er vor.

»Bora-Bora«, sagte ich.

»Bora-Bora ist gut«, sagte Jim. »Ui, da kommt gerade ein ganz schöner Brecher. Kannst du ihn hören?«

»Ja«, sagte ich.

Ich hörte, wie die Welle sich dem Strand näherte, mit gedämpftem Grollen, und konnte sie geradezu vor mir sehen, wie sie weiß gischend am Strand brach.

»Verdammst noch mal, der Brecher, das war ein Kawentsmann,« sagte Jim. »Hast du gehört, wie der gebrochen ist?«

»Ja,« sagte ich, »das war ein dicker.«

Wieder standen wir lauschend da.

»Aber hör mal«, sagte Jim, »für so was haben wir eigentlich keine Zeit.«

Wir legten die Schnecken an ihre Plätze.

»Gar nicht so einfach«, stellte Jim fest, »wenn du hier oben im Gebirge Fachmann für Meeresfrüchte bist. Aber ich habe eine Sonderbestellung laufen. Die Ware kommt schon am Samstag mit der normalen Lieferung.«

Keiner, der an jener Hochzeit teilnahm, kann diese Tafel vergessen haben. Es gab Austern und Jakobsmuscheln, Taschenkrebse und Hummer, Miesmuscheln, Krebse und Garnelen, Heilbutt und Lachs, geräucherte Makrelen und Heringe, kleine Sandmuscheln und große

Pferdemuscheln, alles streng bewacht durch den darüber thronenden Octopussy und einen stolzen, höchst zufriedenen Jim in weißer Kochjacke. Die Ehrfurcht der Gäste bei der Begegnung mit dem Meeresgrund war geradezu mit Händen zu greifen.

Doch seither hatten wir Jims großes Meeresfrüchtebüfett auf Fåvnesheim nicht wieder erleben können.

3

Wenn man wie ich beschlossen hat, seine Erinnerungen zu Papier zu bringen, werden einem augenblicklich allerlei Schwierigkeiten bewusst, nicht zuletzt die Frage, woran man sich erinnern sollte. Eines ist indessen sicher, nämlich dass die Zukunft der Autobiografie gehört. Von Jahr zu Jahr wird es immer schwieriger, sich literarisch etwas auszudenken, schließlich gab es alles schon mal. Wer einen Beweis hierfür sucht, braucht bloß mal einen Blick unter den Weihnachtsbaum zu werfen. Großvater zum Beispiel zog eine gute Autobiografie allem anderen vor.

Wer aber seine Erinnerungen schreiben will, bemerkt rasch, dass es nicht genügt, sich einfach munter draufloszuerinnern.

Denn in welcher Reihenfolge genau sind die Dinge einst geschehen? Was ist wichtig, was unwichtig? Das Meeresfrüchte-Büfett zum Beispiel. Ist das wichtig? Bekannte Politiker oder Persönlichkeiten der Gesellschaft haben ein Archiv oder vielleicht Tagebücher als Erinnerungsstütze.

Ich habe nichts als ein paar Fotos aus dem Jahr, über das ich berichten will, und Tagebücher schon gar nicht.

In den Schulbüchern steht, zu einem guten norwegischen Stil gehöre, dass man Zusammenhänge schafft. Doch wie früh muss man ansetzen, um das zu tun? Ganz am Anfang?

Meine Mutter ist früh aus meinem Leben verschwunden, ich kann mich unmöglich an sie erinnern. Sie war wohl eine Hexe. Also keine richtige Hexe, aber sie wäre gern eine gewesen. Jim hat das erzählt, denn er hatte sie gekannt. Jedenfalls ein wenig. Er meinte, es habe daran gelegen, dass sie diesen einen Song von Donovan zu oft gehört hätte, *Season of the Witch*, und dann zu viele schräge Bücher über Hexerei las, bis sie dann allen Ernstes aufbrach, um den Blocks-

berg oder innere Ruhe zu finden, und von der Zeit verweht wurde. Daher kommt auch mein seltsamer Vorname, Sedgewick, das war der Nachname einer berühmten Hexe, also bis sie verbrannt wurde. Aber Namen sind Schall und Rauch, so steht es geschrieben, außerdem sind Namen unsichtbar. Jedenfalls solange man kein Namensschild trägt. Wenn ich also als Piccolo aushalf und das Gepäck der Hotelgäste auf einem kontinentalen Messing-Gepäckwagen transportierte, den man unablässig putzen musste, trug ich an meiner mindestens ebenso kontinentalen roten Uniform, die ich auf Großmutters Anweisung zu tragen hatte, kein Namensschild.

Ursprünglich hatte Großmutter auch darauf bestanden, dass ich dazu einen fez-artigen Hut trug, doch damit stieß sie bei Großvater und mir auf natürlichen Widerstand, also leistete ich meine Dienste barhäuptig.

Da stehen wir also. Daran erinnere ich mich genau. Bereit zum Empfang der Gäste. Synnøve Haugen, die Empfangschefin, steht hinter dem Tresen, meine Großmutter steht voller mühsam unterdrückter Nervosität im Foyer und ich selbst in meiner roten Uniform an der Tür, bereit hinauszuspringen und Gepäck jeglicher Art und Couleur entgegenzunehmen. Beim Geräusch heranfahrender Wagen oder Busse drücken wir den Rücken durch; Großvater richtet sich unnötigerweise abermals den Krawattenknoten, Großmutter führt beide Hände an ihr perfekt toupiertes Haar und hebt es noch einen Millimeter weiter an, lässt die Hand über die Perlenkette gleiten, die in perfekter Position an ihrem Halse ruht. Dann postiert sie sich an der Säule – in Wirklichkeit der verkleidete Hauptabzug der Zentralheizung –, in perfektem Abstand zum Eingang. So wirkt sie auf die Eintretenden nicht aufdringlich, zugleich aber doch entgegenkommend. Synnøve an der Rezeption lässt probehalber ihr weißestes Lächeln aufblitzen, sodass die Silberknöpfe an ihrer Tracht noch heller zu funkeln scheinen, und ich beziehe Stellung im Windfang zwischen den beiden Eingangstüren, bereit, zielstrebig hinauszutreten, sobald der Bus sich Fåvnesheim in der letzten Kurve nähert, aber keinen Augenblick früher. Es soll ja nicht so aussehen, als ob

ich gewartet hätte, sondern so, dass ich trotz all der wichtigen Dinge, die ich in diesem trubeligen kontinentalen Hotel zu erledigen habe, genau im rechten Moment zur Stelle bin. Eine Sekunde bevor der Bus um die Kurve biegt, trete ich also energisch, aber ohne Hast hinaus, sodass erst die gesamte Steuerbord-, dann die Backbordseite des Busses sieht, was ich zu zeigen bestrebt bin: Dass man hier, in diesem Hotel in den Bergen, immer noch Klasse und Ordnung pflegt, dass hier alles noch so ist wie in der guten alten Zeit, der mondänen Zeit damals in den Fünfzigern, damals vor dem Krieg, damals vor dem einen Krieg vor dem anderen Krieg; kurz, hier verfügt man sogar über einen eigenen elegant uniformierten Piccolo von exotisch wirkendem Äußerem. Die Schwelle und die Eingangsplatten vor der Tür sind gefegt, knallend flattern die Flaggen an den Stangen. Naht eine ausländische Reisegesellschaft, so weht die Flagge ihrer Nationalität an der zweiten Stange vom Eingang aus gesehen, während die norwegische Fahne stets an der ersten prangt. So lautete die Regel, so ist es Schick und Brauch, das hatte Großvater mir in aller Deutlichkeit klargemacht, als ich einst die französische Trikolore an der ersten Stange gehisst hatte. Nach jener ausländischen, zum Inhalt des Busses passenden Flagge lasse ich eine weitere möglichst exotische wehen, zum Beispiel die portugiesische, die macht immer etwas her. Die Reihe der vier Fahnenstangen wird dann vollendet mit der uralten rot-weißen Flagge von Österreich, zur dauerhaften Ehre meiner Großmutter, die drinnen an der Säule gerade abermals ihre Perlenkette zurechtrückt und ihre Füße in den hochhackigen Schuhen zierlich in Position bringt, während ich bereits älteren Damen beim Aussteigen helfe, ihnen galant meine braune Hand in dem roten Ärmel reiche, in der Art eines lebenden Geländers, und sie warne, Vorsicht bei der letzten Stufe.

Diskret im Hintergrund hält sich Jim auf, rasch hat er etwas anderes übergezogen als seine weißen Kochsachen, etwas mürrisch, dass ihm Aufgaben zugemutet werden, die seiner Meinung nach eigentlich Lars zustünden, unserem Hausmeister, den wir uns aber nicht mehr leisten können – bereit, Koffer, von denen mir etliche immer

noch zu schwer sind, auf den großen Gepäckwagen zu laden, damit ich diesen augenfällig effektiv ins Foyer schieben kann, wo die Gäste bereits ein Glas Sekt in der Hand haben. Synnøve und Herr Zacchariassen (denn jetzt ist Großvater Herr Zacchariassen und muss genau so angesprochen werden) teilen Zimmer zu und kümmern sich um die Formalitäten, Großmutter macht mit den Gästen gepflegte Konversation, gern über das prachtvolle Gebirge – anders, als sie es privat nennt, *diese grässlichen Berge*, denn sie hasst sie aus tiefstem Herzen.

Oft hatten die Passagiere der Reisebusse es eilig und wollten nur ein rasches Mittagessen. Die zeitgenössische Straßenbaupolitik fand in Großvater einen nur mäßig begeisterten Anhänger – jedenfalls wenn die neue Straße weiter ins Gebirge führte als bis zur Abfahrt zu unserem Hotel.

»Man kann immer leichter die ganze Strecke an einem Tag schaffen«, sagte er finster. »Und die Leute haben es immer eiliger. So ist das. Man möchte meinen, sie nutzen die Tatsache, dass sie jetzt mehr Zeit haben, und bleiben ein bisschen hier, um die Aussicht auf das Bergmassiv zu genießen, aber nein. Je schneller alles geht, desto weniger Zeit haben die Leute. So ist der Mensch nun mal, Sedd«, fügte er hinzu, »so ist der Mensch. Zu Zeiten meines Vaters war das noch einfacher. Der Fortschritt ereignete sich langsam, er diente der Freude. Aber jetzt? Vor zehn Jahren war es noch anders. Die Leute kamen, um zu bleiben. Die Leute wollten gar nicht woandershin.«

»Nur wir wollen nicht woandershin«, bemerkte Großmutter dann manchmal säuerlich, doch da war Großvater immer schon gegangen, oft hinaus vor das Haus getreten, um die Anlage mit einem Rundblick zu bedenken, was ihn an guten Tagen in einen Zustand intensiver Freude versetzte, an schlechten düster stimmte. Zum Beispiel wusste er genau, wie viele Fenster in allen Flügeln zu putzen waren, und doch zählte er sie abermals. Dabei brauchte er eigentlich nicht hinzusehen, vor seinem inneren Auge sah er jede einzelne Fensterscheibe bis zur kleinsten Luke, aber es schien ihm ebenso fast sichtbar auf den Schultern zu lasten wie das Gewicht der 170 000 Liter Wasser, die für das Schwimmbad geheizt werden mussten, mithin

170 gechlorte Tonnen Gewicht. Aber einen Pool musste ein Berg-hotel haben, wenn es heutzutage überleben wollte, das stand außer Zweifel.

An anderen Tagen jedoch, wenn das Hotel eher gut belegt war, zündete er sich die von seinem Vater ererbte elegante kleine Dunn-hill-Pfeife an, schmatzte behaglich und begann zu erzählen, über die Entstehung eines jeden einzelnen Flügels des Hotels und jeden An-baus, über die Zeiten seines Großvaters, als die Briten mit ihren Kut-schen Schlange standen und so weiter. Dann musste man ihn ein-fach weitermachen lassen, einen ganzen Nachmittag lang, dabei an etwas anderes denken. Die Gäste entspannten sich unterdessen in ihren Zimmern oder tranken Kaffee in einem der Salons oder ba-deten ihre reisemüden Körper in biblischen Mengen erwärmten Schwimmbadwassers oder schwitzten in einer der beiden großen, gemütlichen Saunas oder spielten Minigolf, gratis, denn die Anlage würde nicht benutzt werden, wenn sie die Schläger mieten müssten, was der Investitionsplan eigentlich vorsah. Doch immerhin spielten jetzt überhaupt Gäste dort, an sämtlichen Löchern, frohe Gäste mit ihren Minigolfschlägern, und bald würde Großvater über die Jagd im Herbst und Angelausflüge erzählen, die wir unternehmen sollten, er und ich, und das bedeutete, bald würde ihm einfallen, die Krawatte zurechtzurücken und einen Gang durch die Gesellschaftsräume zu unternehmen, wie stets liebenswürdig und als gut gelaunter Gast-geber, und ich entkam dann endlich in die Küche, wo ich Jim bei der Zubereitung des Abendessens half.

Er arbeitete seit vor meiner Geburt hier, also seit der guten alten Zeit. Fåvnesheim ohne Jim war ganz und gar undenkbar. In regel-mäßigen Abständen drohte er damit, er könne sich ein Dasein auch ohne Fåvnesheim vorstellen, doch das waren leere Reden. Fåvnes-heim war Jims geistige Heimat, wie er zu sagen pflegte. Nach einem Jahr bei der Marine, zwei zur See, einem Jahr in Frankreich, einem in Bristol und einem halben Jahr im Gefängnis wegen einer Bagatelle, war, als er hier heraufkam, in sein Leben endlich Ordnung ein-gekehrt, und seither zog es ihn nicht mehr woandershin. Jim war

ein ganz klein wenig dem Alkohol zugeneigt, trank aber nie, nun ja, höchstens einmal pro Jahr. Wo Jim herrschte, herrschten auch Ordnung und Reinlichkeit. Vor allem Reinlichkeit. Wenn er einmal für ein paar Stunden nichts zu tun hatte, putzte er die Küche gründlich, auch wenn er das am Tag zuvor bereits getan hatte. »Doch nicht schon wieder, Jim«, klagte ich oder tat so, als würde ich klagen, doch Jim lachte nur. »Du weißt nie, wann das Gesundheitsamt kommt«, sagte er und warf mir eine Bürste zu, dann legten wir los. Alles musste hinaus aus Schränken und Schubladen und dann wieder hinein, nachdem alles bis in den letzten Winkel desinfiziert worden war. Beim Reinemachen kam eine vollkommene Ruhe über Jim, genauso, wie wenn er kochte, er musste einfach unablässig etwas zu tun haben. Müde wurde er nie, putzte und schrubbte unverdrossen drauflos, und dazu pfiff er melodisch, *Three Coins in the Fountain* oder das Lied von der Ski-Weltmeisterschaft in Oslo 1966. Meist eines dieser beiden. Hätte das Gesundheitsamt einen Wanderpokal für die sauberste Küche zu vergeben gehabt, Jim hätte ihn jahraus, jahrein aufs Neue erhalten.

Bedauerlicherweise schaute das Gesundheitsamt nur selten bei uns vorbei. Zwischen zwei Kontrollen konnten Jahre vergehen. Bei einer dieser Gelegenheiten sagte der Inspektor: Hier ist es so sauer, es ist richtig langweilig. Jim lächelte beglückt. Lange zehrte er davon. Was ihn aber nicht daran hinderte, gleich am nächsten Tag eine erneute Putzaktion anzusetzen.

Nur wenn Großmutter backen wollte, musste Jim widerstrebend die Herrschaft über seine blank geputzte Küche abgeben. Dann hatten alle sich dem Mehl zu beugen.

Ich hielt mich gern in der Reinlichkeit und der Ordnung von Jims Küche auf. Ich wuchs in ihr heran. Schon als ich klein war, fühlte ich mich dort wohl, wie eine Katze sich wohlgefühlt hätte, denn es duftete, denn es war warm und sicher, es gab Leckerbissen und Gemütlichkeit. Jim beherrschte die Kunst, Gemüse und Wurzeln winzig klein zu schneiden, perfekt würfelförmig und ein Stück dem anderen vollkommen gleich, er tat das rasch und effektiv und zugleich

vollkommen ruhig, und selbst das Mirepoix für eine ganz gewöhnliche helle Brühe war das reinste Kunstwerk, obgleich das für den Geschmack nicht ausschlaggebend war. Das Gemüse sollte ja bloß ausgekocht werden, seinen Geschmack abgeben, und in sämtlichen Kochbüchern steht bis zum heutigen Tage: grob geschnittenes Gemüse. Als ich ihn fragte, warum er sich die Mühe machte, wandte Jim den Blick kurz von Messer und Schneidbrett ab und schaute mich ernst an. »Es gibt«, sagte er, »eine richtige Art und Weise, die Dinge zu tun, und eine falsche.« Und dann hackte er sein Kilo Mohrrüben fertig und ließ sie in den dickbäuchigen Topf rieseln wie orange Kristalle.

Es gibt eine richtige Art und Weise und eine falsche, so viel ist sicher. Wahrscheinlich gilt das auch für die Erinnerung.

4

Die Beerdigung war erschütternd. Frau Berge weinte so herzerreißend, ich weinte wohl auch mehr als geplant, dabei hatte ich Bankdirektor Berge kaum gekannt, kaum je an ihn gedacht, für mich war er nie etwas anderes als einer der erwachsenen Freunde meiner Großeltern, die ein paarmal im Jahr zu Besuch kamen und vielleicht an der Jagd teilnahmen, so wie der Polizeichef und der Gemeinderat, der Bürgermeister und der Arzt, der Kaufmann und der Geschäftsführer des Touristenbüros und vielleicht noch einige mehr, alle mit ihren Gattinnen, und jetzt war er tot, und seine Frau weinte, und durch die Umstände seines Todes waren wir beide uns so nahe gekommen, so nah wie zwei Rosinen in einem Päckchen, und seine Frau schluchzte für uns beide. Ich selbst weinte nicht um Berge, jedenfalls nicht in erster Linie, sondern eher um meine Mutter, glaube ich, die ebenfalls nicht mehr war. Von der Zeit verweht, so sagte Großmutter immer. Später, nachdem der Sarg ihres Mannes ins Grab gesenkt worden war und alle eine Handvoll Erde darauf geworfen hatten, hielt Frau Berge mich lange bei der Hand. Ein wenig unentschieden standen wir um das Loch herum, wie es bei solchen Gelegenheiten der Fall ist, und dann kam sie zu mir, vor allen anderen zu mir, mir war das peinlich. Warum ging sie nicht zu einem Verwandten oder wenigstens zu einem Erwachsenen? In ihrer schwarzen Trauerkleidung, mit ihrem weißen Gesicht drückte sie mir lange neben dem Grab die Hand, und wenn sie lächelte, sah es aus, als täte sie es vom Inneren des Gesichts her. Sie dankte mir für alles, was ich für ihren lieben Bjørn versucht hatte – kurz schien ihr Gesicht unter dem inneren Druck zu zerbersten, dann sammelte sie sich wieder und sagte, ich solle irgendwann in den nächsten Tagen einmal zu ihr herunterkommen, nein, nein, es eile nicht, aber sie habe etwas für mich, wolle mir gern etwas geben, nein wirklich, es habe

keine Eile, aber sie würde sich sehr freuen, sagte sie, und dabei wirkte sie möglicherweise noch trauriger. Und sie hielt meine hellbraune Rechte noch eine ganze Weile in ihrer weißen Hand, während sie zu Boden blickte und die Finger ihrer Linken mit dem rechten Handschuh spielten, den sie ausgezogen hatte. Bei Beerdigungen braucht man die Handschuhe nicht auszuziehen, jedenfalls Frauen nicht, dachte ich, und fragte mich kurz, ob ich das anmerken sollte, doch begnügte ich mich mit dem Gedanken, dass es kein Verstoß gegen die Etikette war, so etwas nicht zu wissen. Dieser Hinweis befindet sich ebenfalls in der *Hohen Schule der Lebensart*, ebenso wie die Regeln zum Umgang mit Handschuhen. Eine ganze Reihe von solchen Regeln gibt es dort, die den meisten Leuten unbekannt sind. Was man sagen oder nicht sagen soll, wenn man in einem unpassenden Augenblick Handschuhe anhat, und Ähnliches.

Dann wollte jemand mit ihr reden, und sie ließ mich los.

»Es tut mir leid für den Handschuh«, rutschte es mir heraus; ich hatte offenbar zu viel in der *Hohen Schule der Lebensart* gelesen. Sie blickte mich leicht verwirrt an, und ich korrigierte mich rasch und sagte, »Es tut mir leid für Ihren Verlust«, obwohl man das in Norwegen so gar nicht sagt, eher in Schweden. In Norwegen sagt man »Mein Beileid«. Auch das wissen die meisten nicht. Doch dann drehte sie sich weg, und ich war erlöst.

Doktor Helgesen, der sich im verteufelten Süden aufgehalten und auf diese Weise seiner ärztlichen Pflicht nicht nachgekommen war, stand neben mir, wohl schon seit einiger Zeit.

»Das hast du sehr gut gemacht, Sedd«, sagte er.

»Nein«, sagte ich, »ich habe mich nur versprochen.«

»Versprochen? Ich meine, was du an dem Abend getan hast.«

»Ach so. Ah ja, ach so.«

»Weißt du«, sagte Doktor Helgesen sehr erwachsen, während wir den Kiesweg, neben dem der Schnee rasch taute und schon einige Krokusspitzen zu sehen waren, hinausgingen zur Kirche und zur Freiheit, »so etwas passiert eben manchmal.«

»Ich weiß.«

»Manchmal«, sagte Doktor Helgesen, »ist so etwas derart plötzlich und heftig, dass nicht einmal die Herzabteilung im Reichskrankenhaus etwas ausrichten kann. Bjørn«, er zögerte kurz, »unser guter Bjørn war wohl schon vorher nicht recht gesund gewesen. Das solltest du wissen.«

»Nein, ich meine, ja.«

»Aber du hast nichts ungetan gelassen«, sagte Doktor Helgesen.

»Ja, ich meine, nein.«

»Niemand hätte mehr tun können«, sagte Doktor Helgesen.

Es hat ja auch niemand versucht, dachte ich, die anderen haben alle nur mit hängenden Armen dagestanden, aber ich sagte:

»Ich habe es wirklich versucht.«

»Ja, du hast sehr geistesgegenwärtig reagiert. Das muss ich sagen. Ich habe gehört, das Rote Kreuz will dir eine Silbernadel verleihen.«

»Hoffentlich nicht«, sagte ich.

»Kannst du nachts gut schlafen?«

»Ja«, sagte ich, etwas überrascht, denn ich fand das eine eigentümliche Frage, es war ja alles wie sonst. Gewiss, ich hatte ein paar Tage schulfrei bekommen und ein paar Wanderungen gemacht, um den Geschmack von Bankdirektor Berge im Mund loszuwerden, und mein Großvater redete immer noch davon, mit mir nach Oslo zu fahren, wenn die Tage wieder etwas länger und milder würden und etwas weniger zu tun sei, bevor dann hoffentlich wieder mehr zu tun sei, aber ansonsten war alles wie sonst.

»Das ist gut so«, sagte der Arzt. »Wenn du über irgendetwas reden willst, dann schau gern nach der Schule bei mir rein. Jederzeit, wirklich jederzeit. Meine Tür steht dir immer offen, Sedd. Immer.«

»Ja«, sagte ich, und dann kam Großmutter, um mich zu retten, und wir konnten endlich den Friedhof verlassen.

Ich wollte auf gar keinen Fall mit zum Leichenschmaus gehen, obwohl Großmutter mich überreden wollte, doch je mehr sie es versuchte, je mehr sie darauf hinwies, was sich gehörte und was nicht, und dass ausgerechnet wir ja immerhin, also dass es ja bei uns geschehen war und so weiter, desto bestimmter beharrte ich darauf,

dass es mir reichte, und dann setzte ich mich auf die Rückbank des Wagens. »Elisabeth«, sagte mein Großvater, und er nannte sie nur höchst selten bei ihrem Taufnamen, sonst meist Sisi: »Elisabeth«, sagte er, »ich denke, für den Jungen war das jetzt genug.« Ich sah, dass sie zum Widerspruch ansetzte, doch dann gab sie nach, etwas, was wirklich nicht oft passierte.

»Du hast recht. Fahr du ihn hoch, ich gehe allein zum Imbiss.«

»Willst du nicht mit hochkommen, *Liebling*«, fragte Großvater, aber sie schüttelte den Kopf.

»Einer von uns muss hingehen«, sagte sie bestimmt. »Wie sieht das denn sonst aus.«

Ich wusste, dass sie sich bei der Gesellschaft weiter in Lobreden über mich ergehen würde, und Großvater blickte traurig drein, aber wir ließen sie gewähren. Das war das Beste.

»Dann komme ich in ein paar Stunden wieder herunter«, sagte er behutsam, »und hole dich ab.«

So brachte Großvater mich also zurück in die Berge, und Großmutter blieb zurück bei den Trauernden und ihrem Kaffee und dem bedenklich amateurhaften Kuchen.

»Da sind wir ja gerade noch einmal davongekommen, Sedd«, sagte Großvater während der Fahrt. »Mir vergeht bei so einem Leichenschmaus immer der Appetit.« Er biss sich auf die Lippe wegen seiner Formulierung, ich ließ mir aber nichts anmerken. Er wirkte erleichtert.

»Schluss ist eben Schluss, denke ich. Ach, Sedd, das wird schön, wenn wir irgendwann im Frühling nach Oslo fahren. Oder im Sommer. Bevor dann hoffentlich wieder mehr zu –«

»Glaubst du ...«, setzte ich an.

»Was denn, Sedd?« Er richtete den Blick fest auf die Straße, obwohl er jeden Meter kannte.

»Glaubst du, in der Schule gibt es irgendwelches Gerede, wenn ich wieder hingeho? Also dass der Lehrer etwas sagt oder so?«

»Tja, schwer zu sagen. Die anderen fragen sich ja wahrscheinlich, warum du weg warst. Ob du krank gewesen bist oder so.«

»Ich glaube, das fragen die sich nicht mehr«, sagte ich.

»Nein, da hast du wahrscheinlich recht.«

»Könntest du vielleicht mit Studienrat Dahl reden, damit er möglichst nicht vor der ganzen Klasse etwas sagt, wenn ich zurück bin?«

»Tja«, sagte Großvater in einem Anfall von Aufrichtigkeit, »ich nehme schon an, dass Großmutter bereits gründlich mit ihm gesprochen hat, aber ich kann ja auch noch einmal mit ihm reden.«

»Danke, das wäre nett. Ich will kein Theater.«

»Aha..«

»Es soll einfach alles so sein wie sonst. Doktor Helgesen hat gesagt, das Rote Kreuz will mir eine Nadel verleihen oder so.«

»Wäre das denn nicht schön, Sedd?«

»Nein. Es soll einfach alles so sein wie sonst. Wenn ich diese Nadel nehmen muss, gehe ich nie wieder zum Roten Kreuz. Alles soll so sein wie sonst. Das Ganze ist nicht der Rede wert.«

»Verstehe«, sagte Großvater. »Ich werde sehen, was ich tun kann.«

5

Aber Studienrat Dahl konnte sich doch nicht beherrschen. Natürlich nicht. Ich fand das ein eher schwaches Bild, nachdem man ihn darum gebeten hatte, es nicht zu tun. Ich wollte einfach nicht, dass meine restlos missglückte Rettungsaktion noch weiter Thema war, und hätte die ganze Sache am liebsten baldmöglichst vergessen. Außerdem fand ich, das sollten die anderen auch so halten. Gut, nicht die direkt Betroffenen, die Witwe Berge oder so, das wäre dann doch zu viel verlangt gewesen. Insgesamt aber meinte ich, die Sache verdiene keine weitere Aufmerksamkeit. Es war ja nicht gerade eine historische Großtat.

Dennoch hielt Studienrat Dahl regelrecht eine kleine Rede für mich, als ich wieder in die Schule ging. Später meinte er zur Entschuldigung, ich sei eine ganze Weile weg gewesen, man wisse mehr oder weniger, was geschehen sei, und es habe Gerede gegeben. Meine eigene Meinung war hingegen, wenn es bereits Gerede gegeben hatte und alle mehr oder weniger wussten, was geschehen war, dann war es vollkommen überflüssig, es in der ersten Schulstunde allen noch einmal unter die Nase zu reiben, nur, weil ich wieder in die Schule ging. Offenbar war Studienrat Dahl da anderer Ansicht. Vielleicht war er sogar ein wenig stolz. Ja, so wirkte er, als er neben seinem Pult stand, mich willkommen hieß und zugleich meine Mitschüler darüber informierte, was geschehen sei, was ich durchgemacht hätte, was ich versucht hätte, und dass ich, obwohl das Ergebnis nicht unbedingt – äh – wunschgemäß ausgefallen sei, doch unbedingt das Richtige getan und mich ganz und gar vorbildlich verhalten hätte. Und dass ich, das müssten alle verstehen, alle miteinander, doch trotz allem von dem Erlebnis ein klein wenig mitgenommen gewesen sei, das sei ja ganz verständlich, so etwas erlebe man nicht alle Tage, Gott sei Dank nicht.

Über all dieses informierte Studienrat Dahl meine Mitschüler, und das passte womöglich ganz gut, da wir in der ersten Stunde an jenem Tage Gesellschaftskunde hatten, was seinerzeit bis zur Mittelstufe ein Teil der sogenannten O-Fächer war, nämlich der Orientierungsfächer, eine Bezeichnung, die ich persönlich sehr viel zutreffender finde. In diesen Fächern wurden die norwegischen Schüler über große und kleine Dinge orientiert, die früher einmal geschehen waren oder die es hier auf der Welt gibt, von der Pest bis Einar Gerhardsen, den ersten norwegischen Ministerpräsidenten nach dem Zweiten Weltkrieg, vom Aufbau eines Atoms bis dazu, wie der elektrische Strom ins Haus kommt.

Ich hielt es für das Beste, auf mein Pult hinabzublicken, während er redete, und ich bejahte es nur kurz, als er fragte, ob ich nicht wirklich von der Ausbildung im Jugendrotkreuz profitiert hätte – von meiner Hilfe hatte Bankdirektor Berge nun allerdings nicht so recht profitiert –, und ebenso bedankte ich mich knapp, als er nach einem ausführlicheren Aufruf, sich dem Jugendrotkreuz anzuschließen, mich willkommen hieß, zurück im Leben, so wirkte es beinahe, und all die anderen ermahnte, ja, liebe Schülerinnen und Schüler, Sedd in der ersten Zeit doch rücksichtsvoll zu behandeln. Vergesst nicht, er hat etwas Dramatisches mitgemacht. Etwas, was man nicht jeden Tag erlebt, nur ein Glück, Gott sei Dank und so weiter.

Es schien unendlich lange zu dauern, aber irgendwann war es überstanden, und wir wechselten zur Orientierung über entfernter liegende Themen. Die darum jedoch nicht weniger relevant waren. Die Rechte der Ureinwohner zum Beispiel. Wem gehören Wasser, Sonne und Erde, wie im Lehrbuch gefragt wurde? Dem norwegischen Staat, der einfach ungefragt ins Reich der Rentiere einmarschiert ist, oder den Samen, die mit ihren Rentieren sehr viel älter sind als der norwegische und der dänische Staat zusammen? Was bedeutet eigentlich der Begriff Eigentum? So etwas sollte man durchdacht haben, wenn man die heutige Welt begreifen möchte. Mit allen Kräften versuchte Studienrat Dahl, eine Diskussion in Gang zu bringen, ohne dass ich behaupten kann, meine Klassenkameraden hät-

ten sonderlich viel Engagement an den Tag gelegt. Meist begnügten sie sich mit dem üblichen Hm-weiß-nicht und Ja-kann-sein, das war nicht gerade ergiebig. Also meldete ich mich am Ende doch, eben, damit es etwas ergiebiger wurde.

»Ja, Sedd?«, fragte Studienrat Dahl freundlich.

»Und wie verhält es sich bei den Falklandinseln? Sind dort die Briten oder die Argentinier die Urbevölkerung?«

Studienrat Dahl blickte mich verzweifelt an.

»Eine sehr gute Frage, Sedd, vielleicht ein wenig außerhalb des Stoffs unseres Lehrbuchs.«

»Mag sein, aber auch, wenn es dort keine Rentiere gibt, muss doch auf den Falklandinseln jemand ein Anrecht auf Sonne, Wasser und Land haben.«

»Da hast du recht, Sedd, ganz sicher, ganz sicher. Aber jetzt wollten wir vielleicht nicht ausgerechnet über die Falklandinseln ...«

»Die Frage ist eigentlich ganz einfach zu beantworten«, sagte ich, »wer war als Erster da? Die Argentinier oder die Engländer?«

Hinter mir stöhnte jemand, aber ich fuhr unverdrossen fort:

»Ich meine, eine Seite muss ja vor der anderen da gewesen sein?«

»Ja, Sedd, das ist ganz richtig. Einer muss zuerst da gewesen sein.«

Eine kleine Pause entstand, während der die Frage sozusagen bebend in der Luft zwischen uns schwebte. Eine absolut wichtige Frage, wenn man mich fragt.

»Und?«, fragte ich, als das Beben lange genug angedauert hatte.

»Ja?« Studienrat Dahl war voller guten Willens. »Ja, Sedd?«

Ein weiteres Stöhnen irgendwo ganz hinten in der Klasse.

»Ja, also, wer denn nun? Die Engländer oder die Argentinier?«

Studienrat Dahl bedachte mich mit einem Blick, der auszudrücken versuchte, dass dies eine komplizierte Frage sei.

»Das ist eine sehr komplizierte Frage, Sedd«, stellte er fest.

»Wieso, es ist doch wie mit den Samen und den Norwegern. Entweder kamen die ersten zuerst und die letzten zuletzt, oder die letzten kamen zuerst und die ersten zuletzt. Mehr Möglichkeiten gibt es doch nicht.«